

Formen und Folgen vorenthaltener Anerkennung in *Effi Briest*

Hans-Michael SCHLARB

Bereits der erste Dialog in *Effi Briest* lässt sich als Schlüsselszene verstehen. Die jugendliche Titelheldin unterbricht die reizlose Stickarbeit an einem Altarteppich durch häufige Gymnastikübungen. Sie rechtfertigt ihren Bewegungsdrang gegenüber ihrer Mutter Luise mit der jugenhaften Bekleidung, für die Luise verantwortlich sei. Gleichzeitig lässt sie ihren Anspruch anklingen, als heiratsfähige junge Dame auftreten zu können. Auf die Rückfrage Luises, ob sie das denn möchte, antwortet Effi jedoch mit einem überraschend klaren „Nein“ – und zwar, indem sie ihre Mutter so heftig umarmt und küsst, dass Luise ihre Leidenschaftlichkeit glaubt bremsen zu müssen.

Beachtenswert ist an dieser Szene weniger diese Forderung nach Selbstbeherrschung als die Tatsache, dass Effi die Erfüllung ihrer Wünsche zurückstellt und die Einbindung in die sie einschränkende Gemeinschaft mit den Eltern überschwänglich bejaht. Sie zeigt damit ihre Dankbarkeit nicht nur für die Geborgenheit, sondern auch für die Freiheit, die die Eltern ihr gewährten und die sie erneut darin erkennt, dass Luise auf ihr Anliegen entgegenkommend eingeht. Innerhalb der unsymmetrischen Eltern-Kind-Beziehung erfährt Effi bereits weitgehend Anerkennung als ein Wesen, das Autonomieansprüche stellen darf. Sie bejaht die soziale Ordnung, in die sie eingegliedert ist, weil sie sich in dieser Hinsicht geachtet fühlt.

Die vorliegende Untersuchung hat die Absicht, diesem Verhältnis von Anerkennung und Loyalität auf individueller und institutioneller Ebene nachzugehen. Gegenüber einer Konzentration auf die Moralkritik, die in dem Roman natürlich auch in vielfältiger Weise geübt wird, scheint mir der Blick auf die unterschiedlichen Phänomene von geleisteter und mehr noch von vorenthaltener Anerkennung eher geeignet, den Mentalitäts- und Gesellschaftszustand zu erfassen, den bewusst zu machen es diesem Gesellschaftsroman in erster Linie zu tun ist.¹⁾

„Anerkennung“ ist ein Begriff, der in vielfältiger Bedeutung verwendet wird, so dass er, um analytische Schärfe zu bekommen, einer genauen Definition bedarf. In Anlehnung an die einschlägige, in den neunziger Jahren aufgekommene anerkenntnistheoretische²⁾ Forschung wird der Begriff hier entsprechend der sozialen Situation, in die eine Figur

gestellt ist, in dreierlei Hinsicht verwendet: Zunächst zeigt sich Anerkennung im familiären Bereich in Form von *Liebe*. Eltern akzeptieren die Bedürftigkeit des Kindes, Ehepartner gehen jeweils auf die Bedürfnisse des Gegenübers ein. Im ersten Fall liegt eine einseitige, im zweiten eine (idealerweise) reziproke Anerkennungsbeziehung vor. In *Effi Briest* spielen beide Formen eine bedeutende Rolle, das Verhältnis zwischen Effi und Innstetten ist aber das für den Handlungsfortschritt entscheidende. In der Anerkennungsform des *Rechts* liegt auf der Ebene der (modernen) Gesellschaft ein egalitäres Anerkennungsverhältnis vor, insofern alle Gesellschaftsmitglieder sich als jeweils freie und vernünftige, d. h. zur rationalen Selbstbestimmung fähige Wesen allgemein anerkennen und achten (Kant³), unabhängig von besonderen Leistungen.⁴ Dieses Verhältnis wird in dem Roman naturgemäß nur am Rande problematisiert, wenn die milde Sanktionierung des Duellierens unter Offizieren in den Blick rückt; es bildet jedoch eine wichtige Hintergrundbedingung für die in ihm zum Ausdruck gelangende bürgerliche Grundhaltung. Im dritten Anerkennungsbereich wird einer Person in der Form der *Wertschätzung* zusätzliche Anerkennung für ihre besonderen individuellen Eigenschaften zuteil, so weit sie nach Maßgabe der für verbindlich angesehenen Werte als für die Gesellschaft wertvoll angesehen werden.

Gerade in diesem letzten Bereich herrscht eine ständige Konkurrenz der Auffassungen darüber, wie der Begriff inhaltlich zu füllen sei. Idealvorstellungen stoßen sich hart an der gesellschaftlichen Praxis. Das gilt in besonderem Maße für die sich vollziehende epochale Umstellung von ständischen Ehrvorstellungen auf die allgemeineren Kriterien des sozialen Ansehens oder Prestiges⁵, deren Brisanz auch in *Effi Briest* spürbar wird. Um das kritische Potential des Romans nicht zu verwischen, sollen hier z. B. Formen von Anerkennung ausgeschlossen werden, die über die Wertschätzung einer Person oder Gruppe gleichzeitig eine Diskriminierung anderer bewirken, sei es beabsichtigt oder nicht. Besonders im ersten Fall liegt letztlich eine Instrumentalisierung der ausgezeichneten Personen vor. Ihr Zweck kann durchaus außerhalb des Horizontes dieser Personen liegen. So erhält zum Beispiel Johanna umfassendes Lob für ihre Verdienste um die Erziehung von Effis Tochter Annie. Es erfüllt sie auch deshalb mit Stolz und Genugtuung, weil es mit der ausdrücklichen Herabsetzung Roswithas einhergeht. Johanna durchschaut nicht, dass die Würdigung nicht ihrer (individuellen) Persönlichkeit gilt, sondern dass sie sich nur zum willigen Werkzeug der Interessenverwirklichung ihres Dienstherrn machen lässt.⁶ Ihre Reaktion würde andernfalls weniger euphorisch ausfallen. Noch weniger ist sie in der Lage, die sozialen

Folgen der auch von ihr bejahten Erziehungsprinzipien abzuschätzen. Es handelt sich hier um eine Form von Anerkennung, die das gesellschaftliche Konfliktpotential eher zementiert.⁷⁾ Als angemessen anzusehen sind dagegen solche Forderungen nach Anerkennung, die „im Lichte gemeinsam geteilter Überzeugungen und Normen als intersubjektiv begründungsfähig gelten können.“⁸⁾

Im Folgenden sollen zunächst die in der Entwicklung Effis sichtbar werdenden Stadien den Ablauf der Untersuchung anleiten. Zuerst wird das eingangs bereits knapp skizzierte Verhältnis zu ihren Eltern ergänzt, dann rücken Effis weitere Sozialbeziehungen innerhalb des familiären und ständischen Rahmens in den Blick, die v. a. in den ersten drei Kapiteln des Romans sichtbar werden (Kap. I). Danach wird das für die Handlung zentrale Verhältnis zwischen Effi und Innstetten betrachtet (Kap. II), bevor auf die gesellschaftliche Umgebung, in der sich beide bewegen, eingegangen wird (Kap. III). In diesem Zusammenhang wird der Blick schließlich auch auf andere Stände und gesellschaftliche Gruppen (ethnische bzw. religiöse Minderheiten) ausgeweitet. Im letzten Kapitel wird der gesellschaftliche Mentalitätszustand anhand einiger prägnanter Beispiele nachgezeichnet und auf das darin deutlich werdende Problempotential abgeklopft.⁹⁾

I

Effi wird zu Hause die „Kleine“ gerufen. Der Erzähler stellt ausdrücklich fest, dass der Grund, weshalb Effi sich diese Benennung „gefallen lassen mußte“ (1/7¹⁰⁾, nicht etwa kindliche Unreife ist, sondern „nur“ (ebd.) die Tatsache, dass ihre Mutter sie an Körpergröße ein wenig überragt. Indem andere Unterschiede bewusst vermieden werden, wird Effi mit ihrer Mutter auf eine gemeinsame Vergleichsebene gestellt und vorwegnehmend als Erwachsene anerkannt, obwohl sie sich noch in der Adoleszenz befindet.

Auch die Szenen mit ihren Spielgefährtinnen in den ersten beiden Kapiteln sind im Zusammenhang mit dem Anerkennungsaspekt von großem Interesse. Die erste dieser Szenen zeigt, wie sehr Effis Selbstvertrauen und ihre selbstständige Urteilsfähigkeit im Schoß der Familie herangereift sind. Aufgestellte Normen werden von ihr nicht einfach übernommen, sondern kritisch anhand der eigenen Erfahrung überprüft. Die Mädchen – allen voran Hertha – essen von den Stachelbeeren auf dem Tisch. Dabei befolgen sie zwar die Forderung der Mutter, die Schalen nicht auf den Boden zu werfen. Aber ihre Sorge vor den Gefahren des Ausrutschens – aus der Sicht Luises durchaus begründet –

weisen die jungen Mädchen, allen voran Effi, zurück. Nach dem Genuss der Stachelbeeren denkt sich Effi eine kleine parodistisch-religiöse Zeremonie aus. Sie soll die Begehrlichkeit sühnen, mit der Hertha den Stachelbeeren zusprach und die Effi als „Schuld“ (1/14) bezeichnet. Sie versenken den Beweisgegenstand, die Stachelbeerschalen, im Gartenteich. Diesem Vorgang haftet etwas Spielerisch-Subversives an: Vordergründig geht es um Hertha, doch dürfte Effi mit der Wiedergutmachungsaktion auch ein kleines eigenes Schuldgefühl beruhigen wollen. Nicht nur hinsichtlich der Schalen hat sie Kritik an ihrer doch fürsorglichen Mutter geübt; davor hat sie auch über die „langweilige Stickerei“ (1/8) geklagt. In gewissem Sinn „subversiv“ ist dieser Vorgang, weil Effi zwar Sühne leistet, aber ohne Wissen der Mutter und nur im Als ob des Spiels.

Die unscheinbare, aber vorverweisartige Szene belegt, dass Luise Effi richtig einschätzt, wenn sie meint, sie habe die Angewohnheit, „vieles in sich selber“ abzumachen (5/42). Später wird Effi versuchen, die Schuld des Ehebruchs zu sühnen, indem sie sich bemüht, Innstettens Wertvorstellungen zu entsprechen, und zwar über das von ihr für notwendig befundene Maß hinaus. Wichtig ist die kleine Szene aber auch, weil sie zeigt, dass Effis Erziehung sie einerseits in die Lage versetzt hat, Normen empirisch-rational zu überprüfen, es ihr andererseits aber leicht macht, diese Normen aus Gegenliebe und affektiver Loyalität zu befolgen, solange keine grundsätzlichen Vorbehalte vorliegen.

Effis Vertrauen in die elterliche Fürsorge ist aber nicht stark genug, die inneren Vorbehalte gegenüber einem doppelt so alten Landrat als Ehegatten gänzlich zum Schweigen zu bringen. Zwar gelingt es Luise, ihr Innstetten attraktiv genug erscheinen zu lassen, weil er ihren Hang nach Wohlleben und hohem Ansehen am ehesten zu befriedigen verspricht. Aber Effis „nervöses Zittern“ (2/18), als sie Innstetten gegenübertritt, lässt erkennen, wie wenig sie sich ihrer Sache sicher ist. Wenn sie auf den Heiratsvorschlag dennoch eingeht, hat das auch mit ihrem Konkurrenzverhältnis zur Pfarrerstochter Hulda zu tun. Gleich nach dem Verlobungsmahl hat sie nichts Eiligeres zu tun, als ihr von ihrer Verlobung zu berichten, voller Genugtuung, „ihr doch zuvorgekommen“ (3/20) zu sein. Die redensartlich-oberflächlichen Äußerungen über Liebe und den idealen Partner lassen jedoch ahnen, welche Mühe Effi sich geben muss, um ihre eigenen Bedenken zu überspielen.

Der Vorgang wirft Licht auf Effis Verhältnis zu ihren bürgerlichen Freundinnen. Dass sie überhaupt mit Hulda darum wetteifert, wer von ihnen schneller verheiratet sein wird, macht deutlich, dass sie mit ihnen über die Standesgrenzen hinweg „von gleich zu gleich“

umgeht. Gelegentlich äußert Effi auch ein gewisses Adelsbewusstsein. So verteidigt sie z. B. das Komische alter Adelsnamen oder besteht, als sie mit einem Schiffsjungen verglichen wird, darauf, wenigstens als „Midshipman“ eingestuft zu werden: „Etwas muß ich doch von meinem Adel haben.“ (2/15) Bei aller Insistenz waltet hier jedoch kein tiefer Ernst. Eher kündigt die Formulierung von einer milden Selbstironie. Ihr Adelsstolz bleibt im Rahmen dessen, was sie unreflektiert verinnerlicht hat.

Hulda zieht auch durch ihre oberlehrerhafte Altklugheit Effis Unmut auf sich. Von aufdringlichen Belehrungen wie „Hochmut kommt vor dem Fall.“ (1/9) fühlt Effi sich in ihrer Urteilsfähigkeit angegriffen: „Immer Gouvernante; Du bist doch die geborne alte Jungfer.“ (1/10). Die risikoscheue Freundin geht auch am zögerlichsten auf Effis Spielvorschläge ein. Wenn Effi es sich erlaubt, beim Anschlag-Spiel unangekündigt von den Spielregeln abzuweichen, so tut sie das offenbar nicht nur aus einem natürlichen Verlangen nach Neuem, sondern auch, weil sie die Geduld mit der Spielverderberin verloren hat.

Hulda ist eine Präfiguration der „alten Jungfer“ Sidonie, der bei Effis Ehebruch eine entscheidende Rolle zufällt. Huldas Einstellung ruft ein Abweichungsverlangen hervor, das im Spiel noch unbedenklich ausgelebt werden kann. Dem späteren Ehebruch fehlt dagegen nicht nur das kreative Moment, sondern auch die feste Absicht. Effi ist nach eigenem Empfinden in ihn „nur so hineinge[raten]“ (30/297).

Effi vereint in sich sowohl den lebhaften Drang nach spontaner Selbstentfaltung als auch, wie Luise feststellt, die Angewohnheit, sich treiben zu lassen (24/255). In diesen beiden gegensätzlichen Charakterelementen ist Effi offensichtlich das Abbild ihrer Eltern, wenn auch als „ein ganz eigenes Gemisch“ (5/42). Sie selbst schreibt ihre Lebhaftigkeit allein dem Einfluss der Mutter zu. Briest hat in der Tat eher die Neigung, die Dinge sich selbst zu überlassen. Seine Grundhaltung reduziert sich auf die Wendung „Das ist ein weites Feld.“ Er ist zwar tolerant, aber auch unverbindlich.

Effis Neigung, sich treiben zu lassen, hat jedoch nichts mit ihrem Ehebruch zu tun. Luise liegt auch falsch, wenn sie am Ende des Romans erwägt, dass sie ihre Tochter vielleicht verwöhnt und nicht richtig in die „Zucht“ genommen haben (36/350). Der eigentliche Grund ist vielmehr in ihrer neuen gesellschaftlichen Umgebung und besonders bei Innstetten zu suchen.

II

Effi wünscht sich ein Verhältnis der Ehepartner von „gleich und gleich“ (4/34). Da ein ökonomisch-rechtlicher Gleichstellungsanspruch außerhalb ihres Horizontes liegt, kann nur ein Verhältnis gegenseitiger Anerkennung gemeint sein. Das war angesichts der Praxis der Zeit¹¹⁾ sicher illusorisch, aber nicht völlig unbegründet, ruft man sich Kants Anschauung von dem vertraglichen Verhältnis, das beide Ehepartner miteinander eingehen¹²⁾, in Erinnerung. Auch die Romantiker hatten bereits ein für die Zeit recht egalitäres Geschlechterverhältnis propagiert.

Allerdings erschwert schon allein der Altersunterschied, den Fontane bewusst gegenüber den realen Vorbildern von fünf auf über zwanzig Jahre ausgedehnt hat, die Erfüllung von Effis Vorstellungen. Innstetten gerät zwangsläufig in eine Vaterposition zu ihr. Er bemüht sich zwar, sich nicht „väterlich weise“ (4/34) zu geben, und weist es zurück, von Effi als „Respektsperson“ angesehen zu werden (6/58). Doch Effi gelingt es anfangs selbst nicht, ihr Ideal umzusetzen. Sie versucht, Innstetten die Hand zu küssen (ebd.), und gegenüber Johanna nennt sie ihn mehrfach „der Herr“, weil sie es nicht über sich bringt, „so ohne weiteres von ihrem »Manne« zu sprechen“ (7/60). Kurz vor der vermeintlichen Spukerscheinung gesteht sie sich schließlich ein: „Ich bin ein Kind und werd' es auch wohl bleiben.“ (9/82)

Die Beziehung der beiden gerät von einer ganz anderen Seite her in Gefahr, als Luise es befürchtet. Sie glaubt, Innstetten werde sich nicht ausreichend um ihre Tochter kümmern und Effi sich dann durch diese Missachtung beleidigt fühlen. Sicher bietet Innstetten ihr nicht das Maß an Zuwendung, das eine so abwechslungs- und liebebedürftige Person wie Effi zufriedenstellen könnte. Effi macht es ihm zum Vorwurf (9/77), auch der Erzähler sieht es so (13/119) - und doch gerät man damit auf eine falsche Fährte. Denn Effi ist durchaus nicht so unterhaltungssüchtig, wie man erwarten könnte. Sie ist reif genug, Abstriche zu machen - und sei es auch nur mit dem Ausblick auf Innstettens baldige Beförderung. Langeweile¹³⁾ ist nicht der entscheidende Faktor für den späteren Ehebruch. Auch der Mangel an Zuwendung ist nur eine notwendige, nicht aber schon hinreichende Bedingung. Allerdings ist sie ein Indiz für Innstettens Grundhaltung, die den Ausschlag gibt und die zuerst an der Art und Weise, wie er auf Effis Ängste reagiert, offenbar wird. Auch Effis Sorge, in seinen Augen kindlich zu erscheinen, hat hier ihre Wurzeln.

Dass Effi wegen der Unheimlichkeit¹⁴⁾ des landrätlichen Wohnhauses umziehen möchte, ist aus Innstettens Sicht rational nicht nachvollziehbar und kann für ihn nur einer jugendlich-unreifen Gefühlslage entsprungen sein. Mit ihrer Erklärung der Spukangst gibt er sich zu leicht zufrieden. Er erkennt nicht, dass die eigentliche Ursache in der Überforderung liegt, die die Rolle als Landratsgattin für Effi mit sich bringt. Da sie sich zu einem freimütigen Umgang mit dem Landadel der Umgebung nicht in der Lage sieht, muss sie befürchten, Innstettens Aufstiegspläne, die ja auch ihre eigenen sind, in Gefahr zu bringen. Effi erkennt den Zusammenhang zwischen dem Gefühl des Unheimlichen, das in der vermeintlichen Erscheinung des Chinesen gipfelt, und dem übermächtigen Erwartungsdruck, der auf ihr lastet, selbst nicht. Landratswohnung und Spuk liefern nur das Korrelat, auf das sie ihre tiefer liegenden sozialen Versagensängste vorübergehend projizieren kann. Und da sie es aus Selbstachtung vermeidet, mit Innstetten darüber zu sprechen, um den Eindruck des Kindlich-Unreifen nicht noch zu verstärken, gerät sie in einen Teufelskreis: Sie hat nun auch Angst vor der Entdeckung ihrer Angst: „Der Herr darf nicht wissen, daß ich mich ängstige, das liebt er nicht.“ (9/86)

Es ist die von Effi selbst am stärksten empfundene Kindlichkeit, die das gewünschte Verhältnis auf Augenhöhe zu Innstetten nicht entstehen lässt. Es kränkt sie, dass Innstetten das erwartete Kind „ein liebes Spielzeug“ (12/115) nennt, was Effi „immer einen kleinen Stich giebt und mich daran erinnert, daß ich noch halb in die Kinderstube gehöre.“ (ebd.)¹⁵⁾ So wird selbst die bevorstehende Mutterschaft für sie zu einer Belastung. Erst nach der Geburt fühlt sie sich in ihrem neu gewonnenen Mutter-Status „ganz als junge Frau“ (15/142). Auch Innstetten entdeckt jetzt einen fraulichen Reiz an ihr: „Bis Anniechen da war, warst Du ein Kind. Aber mit einemmal ... [...] Du hast 'was Verführerisches.“ (15/143f.) Er scheint sie damit erstmals als vollwertige Ehepartnerin anzuerkennen. Effi gesteht ihm: „Weißt Du denn, daß ich mir das immer gewünscht habe.“ (15/144) Dank der zurückgewonnenen Selbstsicherheit kann sie übermütig mit Crampas plaudern und sogar scherzhaft über Innstetten lästern. Am Ende des Gesprächs der drei nimmt sie ihr Kind und hält es „stolz und glücklich in die Höhe.“ (15/148).

Doch das Problem liegt tiefer. In Innstettens Einschätzung ihres *Charakters* ist noch kein grundlegender Wandel eingetreten. Seine Auffassung, dass es ihr an Festigkeit mangle (20/192), trifft in gewissem Grade auch zu. Wörtlich äußert er diese Auffassung erst nach der Rückfahrt vom Oberförsterhaus, ohne zu ahnen, dass Effi eben erst ihren Widerstand

gegen Crampas' Annäherungsversuche aufgegeben hat. Aber sein Tadel ist nur der Nachhall einer Ermahnung, die er Effi nach dem erfolgreichen Theaterabend erteilt hatte: Um vor Crampas sicher zu sein, sei „das allerbeste [...] Charakter und Festigkeit und [...] eine reine Seele.“ (18/172)

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Effi sich nach Kräften bemüht, den erfahrenen „Damenmann“ Crampas auf Distanz zu halten, ohne allerdings dabei auf lächerliche Weise zugeknöpft erscheinen zu wollen. Sie tut es bemerkenswerterweise selbst dann noch, als sie durch Crampas' Hinweise bereits Einblick in die Methode erhalten hat, wie Innstetten ihre Spukangst einsetzt, um sie moralisch zu erziehen. Obwohl ihre Standhaftigkeit seinen Respekt verdient hätte, muss sie sich anhören, dass ihre Spukangst Zeichen eines schlechten Gewissens sei: „[...] man muß nur in der Ordnung sein und sich nicht zu fürchten brauchen.“ (18/173) Innstettens „Angstapparat“, der Effi „in Ordnung [...] halten“ (16/157) soll, schafft ironischerweise erst die wesentliche Grundlage dafür, dass sie sich ihm entfremdet und Crampas schließlich erliegt. Im Angstapparat, den Effi als „arg und beinahe beleidigend“ (17/157) empfindet, besteht der Höhepunkt der Nichtanerkennung durch Innstetten: „Es fehlte jede Herzengüte darin und grenzte schon fast an Grausamkeit.“ (ebd.) Nie ist Effi dem erhofften „gleich und gleich“ weiter entfernt; nicht mehr nur in ihrer Eigenschaft als Erwachsene muss sie sich von Innstetten verkannt fühlen, sondern sogar als Mensch, der des Vertrauens würdig ist.

Effis moralische Integrität wird auch von Sidonie in Zweifel gezogen. Die adlige „alte Jungfer“ (9/75) nimmt im Handlungsablauf eine Schlüsselfunktion ein. Sie repräsentiert auf besonders extreme Weise den bornierten Landadel, bei dem Innstetten gut angesehen sein will. Auf der Weihnachtsfeier bei Oberförster Ring ist sie außer Crampas die einzige Figur, deren Gespräche mit Effi berichtet werden. Das zweite und letzte erfolgt kurz vor dem Ehebruch und verursacht ihn mit: Als Effi auf der Rückfahrt behauptet, einen menschlichen Ton zu hören, bezeichnet Sidonie sie als „nervenkrank“ (19/184). Ihr könne offenbar nur Gott noch helfen: „Gebe Gott, daß sie auch die richtige [Stimme] hören!“ (ebd.) Ob Sidonie damit die Stimme Gottes oder des Gewissens meint, sei dahingestellt; Effi dürfte in dieser Kritik eher ein Echo der Worte Innstettens von dem „guten Gewissen“ und der „reinen Seele“ vernehmen, die in ihr die Erinnerung an den Angstapparat wachrufen. Diese unausgesetzten Kränkungen sind es, die ihre bis dahin distanzierte Haltung gegenüber Crampas erschüttern. Nachdem Sidonie die Kutsche gewechselt hat, kann Effi seinem neuerlichen Ansturm nur

noch Gebete entgegensetzen, an deren Kraft sie nicht mehr glaubt.

Wie Sidonie, so verkennt auch Innstetten Effis eigentliche Charakterbeschaffenheit. Er verlässt sich auf bloße Ermahnungen, statt ihr die nötige Förderung und Unterstützung zu gewähren, die ihr in der widrigen Umgebung Not tun. In seiner ungerechten Strenge missachtet er die Fähigkeit seiner Frau zur moralischen Selbstbestimmung. Er erkennt nicht, dass Moral aus Freiheit befolgt werden muss, soll sie verbindliche Sozialstrukturen schaffen. Angst als Erziehungsmittel fördert das Verlangen, aufoktroierte Normen zu unterlaufen, und öffnet jugendlichen Trotzreaktionen das Tor:¹⁶⁾ Auch über Effi gewinnt „[d]as Verbotene [...] seine Macht“ (20/199). Als Erklärung dafür, dass sie mit Crampas, der noch um ein paar Jahre älter ist als Innstetten und ebenfalls „etwas Gewaltames“ (18/169) hat, ein Verhältnis eingeht, reichen sein Charme und seine unbestreitbare Unterhaltsamkeit nicht aus. Effis Verhalten enthält auch ein Moment von Solidarisierung mit Crampas als einem Opfer moralischen Misstrauens, denn seine melancholische Frau hält ihn - allerdings zu Recht - unter strenger Aufsicht. Aus Verzweiflung geht Effi so weit, mit ihm fliehen zu wollen (27/275).

Wie ein verständnisvoller Umgang mit Effis Problemen aussehen könnte, demonstriert die alte Frau von Padden, der Effi wenige Tage später begegnet und die sie „in einem freien und natürlichen Ton“ darauf anspricht, ob sie denn keine „Anfechtungen“ (20/194) habe. Von ihr heißt es, dass sie an Glaubensstrenge Sidonie noch in den Schatten stelle. Trotzdem ist sie neben Gieshübler die einzige Person, der Effi Grüße ausrichten lässt und an die sie sich später gerne zurückerinnert. Fontane macht damit deutlich, dass es nicht in erster Linie auf den Inhalt der eingeforderten Moral¹⁷⁾ ankommt, sondern darauf, wie sie propagiert wird.¹⁸⁾ Schon in *Unwiederbringlich* heißt es (in Figurenrede): „Der Standpunkt macht es nicht, die *Art* macht es, wie man ihn vertritt.“ (GBA 13, 8/66¹⁹⁾ Hier ist es Christine, die ihren Mann mit ihrer Kritik an seiner Labilität und Unbestimmtheit vergrault und zum Seitensprung veranlasst. Auch Innstetten treibt Effi durch seine unangebrachte erzieherische Haltung, die ihr Gerechtigkeitsgefühl verletzen muss, in die Arme des Verführers. Das Gelingen ihrer Ehebeziehung wird letztlich durch die Verweigerung von Anerkennung verhindert.

Der Umzug nach Berlin bringt Effi zunächst nicht die erhoffte Befreiung von ihren Gewissensnöten. Sie fürchtet sich vor der Entdeckung des Ehebruchs, den sie nicht beichten kann, ohne damit ein Duell heraufzubeschwören. Sie ist gezwungen, die Komödie

weiter zu spielen, die sie von sich selbst entfremdet, war es doch ihr Stolz, nicht lügen zu können oder zu müssen. Der Verlust von Integrität und Selbstachtung ist die Folge. Sie ist an sich selbst „ganz irre“ (24/258) geworden und schämt sich vor sich selbst. Dagegen empfindet sie keine Reue wegen ihres Vergehens, was angesichts seiner Ursachen nicht unverständlich ist. Allmählich jedoch gestaltet sich das Berliner Leben besser. Anders als in Kessin hat Effi nun immer mehr das Gefühl, „an ihrem Platz“ (24/254) zu stehen. Sie erfährt Liebe, Freundschaft, dazu viele Huldigungen, Liebenswürdigkeiten und – als Innstettens Frau – höchste Anerkennungen, bis hinauf zum Kaiser. Schon die Bestätigung, die sie beim Besuch im Elternhaus erfahren hatte, wog es auf, dass ihr „jede Zerstreung fehlte“ (24/255). Nicht an der Eintönigkeit scheiterte Effi in Kessin, sondern an den unerträglichen und unzeitgemäßen Anerkennungsmaßstäben, die Innstetten und der Landadel anlegten.

Nach der Verstoßung aus der „guten Gesellschaft“ und dem Scheitern ihrer Versuche, sich neu zu orientieren, führt die Wiederbegegnung mit ihrer Tochter Effi auf den Tiefpunkt ihrer Entwicklung. Nicht nur, dass Innstetten Annie ohne Rücksicht auf Effis mütterliche Gefühle strikt zur Ablehnung ihrer Mutter erzieht – Effi lehnt sich auch dagegen auf, dass Annie unter seiner strikten Kontrolle zu keinen eigenständigen natürlichen Regungen mehr in der Lage ist.

Der anschließende Ausbruch einer schweren Nervenkrankheit bringt zwar die Versöhnung mit den Eltern, doch schwindet Effis Lebenswille zusehends dahin. Im Angesicht des Todes äußert sie Verständnis dafür, dass Innstetten in der Zwangslage, in die er geraten war, nicht anders handeln konnte. Effi zeigt sich versöhnlich, um den eigenen Frieden zu finden, aber auch, weil sie einsieht, dass für ihn nicht nur die Karriere, sondern auch die Selbstachtung auf dem Spiel stand. Sie erkennt Innstetten, der „so edel [war], wie jemand sein kann, der ohne rechte Liebe“ (36/348) ist, in seiner Schwachheit an²⁰ und führt damit vor, was Fontane unter einer wahrhaft christlichen Haltung verstanden wissen wollte.

III

In *Effi Briest* lässt Fontane auch Momente einfließen, an denen die umfassendere Problematik des Anerkennungsverhältnisses zwischen gesellschaftlichen Gruppen erkennbar wird.

Die soziale Umgebung in der kleinen Hafenstadt, in die Effi nach ihrer Hochzeit zieht, ist in ihrer Zusammensetzung im Wesentlichen der ihrer Heimat vergleichbar. Neben den Angehörigen des Landadels kommen v. a. die wenigen Honoratioren für die Innstetters als Umgang in Betracht. Eine der Zusammenkünfte der „guten Gesellschaft“, die in der werkarchitektonisch bedeutsamen Romanmitte berichtete Weihnachtsfeier bei Oberförster Ring, führt ein scheinbar harmonisches Verhältnis vor. Guldenklee appelliert in seinem antiliberalen Toast an gemeinsame patriotische Interessen, im Anschluss daran werden „alle Strophen“ des Preußenliedes gesungen. Sidonie bleibt es vorbehalten, die unverminderte Beachtung der traditionellen Standesunterschiede einzufordern. Ihr ist der ungewöhnlich hohe Lebensstandard des Oberförsters, den er der Heirat mit der Tochter einer Danziger Kaufmannsfamilie verdankt, während seine Mutter als einfache „Plättfrau“ noch der Unterschicht angehörte, ein Dorn im Auge. In dem „ungehörig“ offen vorgeführten Wohlstand sieht sie einen Angriff auf die „gesellschaftlichen Ordnungen“ (19/180). Ihre Empfindlichkeit gegenüber dem erfolgreichen Emporkömmling ist ressentimentgeladen. Die sinkende ökonomische Bedeutung des Landadels war sicher ein wichtiger Grund dafür, dass sie unverheiratet geblieben ist, und erschwert es ihr zusätzlich, sich mit den gewandelten Anerkennungs- und Wertschätzungskriterien auszusöhnen. Politisch kurzsichtig, wie es der Kessiner Landadel ist, macht sie v. a. eine unzureichende Moralerziehung für die Misere verantwortlich und reagiert mit verstärktem Rigorismus.

Effi hatte zu Beginn des Romans ein dezidiertes, im Gegensatz zu Sidonie aber auch durch Selbstironie gemäßigtes Adelsbewusstsein offenbart. An ihrem ersten Tag in Kessin bekommt sie Gelegenheit, im Gespräch mit dem Apotheker Gieshübler ihr Adelsverständnis zu präzisieren. Der kurze Dialog ist ein unscheinbarer Vorläufer des umfangreichen „revolutionären Diskurses“ im *Stechlin* (Kap. 29). Dort wird die gesellschaftspolitische Stellung des Adels gemäß den Anforderungen der modernen Gesellschaft stark eingeschränkt und die Legitimität seiner Weiterexistenz von der Erfüllung einer sozialen Vorbildleistung abhängig gemacht.

So weit wie Melusine und Pastor Lorenzen gehen Effi und Gieshübler noch nicht. Effi begründet den Rang der Briests mit dem militärischen Beitrag, den die Familie zur preußischen Geschichte geliefert hat: die Heldentat eines Vorfahren in der ursprungsmythischen Schlacht von Fehrbellin (1675). Die ganze Familie zehrt von diesem Ruhm; für Vater Briest ist es der Grund, die „historischen“ Briests von den „bloß alt[en]“ (4/28)

Innstettens abzuheben. Gieshübler äußert die leise Unzufriedenheit, die er gegenüber den herkömmlichen Legitimitätskriterien verspürt, auf sehr dezente Weise. Er deutet an, dass er selbst eine hundertjährige Apotheker-Tradition vorweisen könne (8/73).²¹⁾ Effi kommt ihm entgegen, indem sie Adel an „gute[r] Gesinnung“ festmacht und auch einen bürgerlichen Verdienst-Adel gelten lassen will. Als Beispiel führt sie Luther an, dessen kompromisslose Haltung vor dem Reichstag zu Worms 1521 ihre Hochachtung findet. Sein „Hier stehe ich! Ich kann nicht anders!“ bringt auch das Aufrichtigkeits- bzw. Authentizitätsmotiv ins Spiel, das für Effis Selbstverständnis vorrangige Bedeutung besitzt. Sie plädiert damit für eine Wertkategorie, die universelle Gültigkeit beanspruchen kann und auf die fällige Neugewichtung innerhalb der überkommenen Werthierarchie verweist.

Das Thema Klassengegensatz kommt schon zu Beginn des Romans zur Sprache. Als erste Reaktion auf die Verlobung Effis werden im dritten Kapitel die kritischen Bemerkungen der Pastorin zitiert, einer ehemaligen Wirtschafterin, der durch Heirat zwar der Aufstieg ins Bildungsbürgertum gelungen ist, die aber ein Missbehagen an den gesellschaftlichen Zuständen behalten zu haben scheint. Sie verleiht ihrem Unmut (ja sogar „Ärger“) über die Abschottung der altadligen Oberschicht unmittelbaren Ausdruck: „Das kennt man. Alte Familien halten immer zusammen, und wo 'was is, kommt 'was dazu.“ (3/20) Pastor Niemeyer gerät wegen ihres Mangels an „Bildung“ und „Anstand“ in Verlegenheit. Auch wenn hier vornehmlich die Benimmregeln gemeint sind, wird mit den beiden Kriterien doch ein weiterer Bereich bezeichnet, in dem der Standesunterschied sich diskriminierend auswirkt: in den ungleichen Zugangsmöglichkeiten zur Bildung.

Das Dienstmädchen Roswitha hat in mehrfacher Hinsicht an den gültigen gesellschaftlichen Anerkennungsverhältnissen etwas auszusetzen. Nach dem Tod ihrer Herrin aus einer bürgerlichen Beamtenfamilie erfährt sie eine herzlose Behandlung durch die Hinterbliebenen, die sich ihr gegenüber finanziell nur unzureichend erkenntlich zeigen. Als Dienstmädchen ist sie auf „gute Herrschaft“ angewiesen, die sie zum ihrem Glück bei Effi findet. Entsprechend stark ist ihre Loyalität zu ihr auch unter den schwierigen Lebensbedingungen nach Effis Verstoßung aus der guten Gesellschaft.

Roswitha lässt auch erkennen, dass die Beschränkung auf den Vornamen für das Dienstpersonal – „einen anderen hat unsereins ja nicht“ (13/131) – als verletzend empfunden werden kann. Ihren Nachnamen erfährt der Leser erst spät, dann aber umso wirkungsvoller: Sie unterzeichnet, in welcher Absicht auch immer, ihren anrührend unbeholfenen Brief an

Innstetten, in dem sie ihn um die Überlassung des Hundes Rollo bittet, unnötigerweise mit ihrem vollen Namen: „Von Ihrer treu ergebensten Dienerin Roswitha Gellenhagen“ (35/339). Im „Gellen“ des Namens wird die Ohrfeige hörbar, die Fontane dem Hauptvertreter ungerechten Anerkennungsentzugs auf diesem Weg erteilt.

Nicht zuletzt wird Roswitha auch als Katholikin das Leben im protestantisch ausgerichteten Preußen schwer gemacht. Auch wenn die heiße Phase des „Kulturkampfes“ zur Handlungszeit schon zurück lag, hatten die Katholiken aller Schichten in Deutschland unter dieser Form von Diskriminierung mehr oder weniger schwer zu leiden. Ihre politischen Vertreter, organisiert in der Zentrumsparterie, wurden von Bismarck als „Reichsfeinde“ stigmatisiert.

Das galt in noch stärkerem Maß für die Sozialdemokratische Partei. Über die sozialistische Bedrohung äußern sich die Personen in dem Roman zwar kaum, doch kommt bereits bei den Antrittsbesuchen in der Kessiner Umgebung das Attentat Nobilings auf den Kaiser kurz zur Sprache, das Bismarck die Gelegenheit verschaffte, die „Sozialistengesetze“ im Reichstag durchzusetzen.

Von den anderen so genannten „Protestparteien“ der nationalen Minderheiten im Deutschen Reich ist nicht die Rede. Doch ist die Landbevölkerung um Kessin, der Innstetten misstraut, größtenteils kaschubisch. Zieht man in Betracht, dass der Roman ursprünglich in einer von katholisch-polnischer Bevölkerung geprägten Kleinstadt der Provinz Posen spielen sollte, so rückt mit den Kaschuben auch die Stellung der Polen im Reich in den Blick. Der abschätzige Ausdruck „halber Pole“ (18/172), mit dem Innstetten Crampas die Vertrauenswürdigkeit abspricht, gibt einen Eindruck von der verbreiteten Geringschätzung dieses Bevölkerungsteils. Auch Golchowski, der allerdings wohl tatsächlich zur Hälfte polnischer Abstammung ist, spricht Innstetten die Zuverlässigkeit ab.

Institutionell verschärft und zementiert wurde die Diskriminierung durch die Sprachenpolitik, die vielen nationalen Minderheiten auch die kulturelle Anerkennung versagte. 1872/73 kam es in den Ostprovinzen zu einer Einschränkung des Gebrauchs anderer Sprachen als der deutschen, und 1876 wurde Deutsch die einzige Amtssprache für alle preußische Regierungsbehörden, was zu Protesten beim niederen Klerus in Polen führte.²²⁾ So ist es nicht weiter verwunderlich, dass die Landbevölkerung um Kessin wenig zu Kooperation und Loyalität mit den herrschenden preußischen Oberschichten geneigt ist und den Eindruck von Unzuverlässigkeit hervorruft.

Auf diese Weise umgibt Fontane die Ehegeschichte Effis mit vergleichbaren Erfahrungen anderer Figuren, was es ihm erlaubt, eine Vielzahl von Bereichen defizitärer Anerkennung zu problematisieren, von lehrmeisterlicher Moralpredigt auf der zwischenmenschlichen Ebene bis hin zu obrigkeitsstaatlicher Behandlung niederer Schichten und Minderheiten bzw. ihrer moralischen Disqualifizierung.

Zuletzt ist noch auf die Figur hinzuweisen, die in der Forschung das intensivste Interesse auf sich gezogen hat: der „Chineser“. An dieser Figur zeigt sich geradezu die Essenz aller Nichtanerkennung. Der Chineser ist unter allen das fremdeste Element. Selbst Effi, die alles Exotische fasziniert, findet, dass ein Chineser „immer was Gruseliges“ hat (6/52). Der bereits verstorbene Kessiner Chineser scheint dagegen auf den ersten Blick gut in die Stadtgesellschaft integriert gewesen zu sein. Für den liberalen Pastor war er „ein sehr guter Mensch“ (10/99); doch seine Absicht, ihn auf dem Friedhof zu beerdigen, verursachte einen Skandal. Von den orthodox-protestantischen Kessinern drohte er aus dem Pfarramt getrieben zu werden, hätte ihm sein eigener vorzeitiger Tod das nicht erspart.

Bis zu einem gewissen Grad war der Chineser auch von seinem Herrn, dem Kapitän Thomsen, als gleichwertig anerkannt; er sah in ihm mehr seinen Freund als seinen Diener. Dennoch verheiratete er seine Nichte, zu der der Chineser in einer engeren Beziehung gestanden zu haben scheint, mit einem anderen Kapitän. Wie im Falle Effis ist auch hier die Geschlossenheit der Gesellschaftskreise symptomatisch. Auch als Freund und guter Mensch zählte der Chineser letztlich nicht dazu. Wäre er zum Christentum übergetreten, hätte er wenigstens auf dem Friedhof seine letzte Ruhe gefunden. So werden er und sein abseitiges Grab zum Symbol für jede Form von Exklusion, die auf Äußerlichkeiten beruht, und dazu zählen auch die Standesgrenzen. Wie die Ansicht des Pastors zeigt, sind solche Unterscheidungen schon lange nicht mehr zeitgemäß.

Für Effi verkörpert das Grab die beängstigenden Implikationen von Ausschließung und Isolation, die sie in der neuen Umgebung schon bald sehr stark empfindet. Ihre unbestimmten Ängste finden in dem Chinesen ein Bezugsobjekt, noch bevor sie Genaueres darüber erfahren hat, wie sein Schicksal mit ihrem Wohnhaus zusammenhängt. Später, als sie unter ihrem ehebrecherischen Verhältnis leidet, erkennt sie in ihrer Angst vor dem Chinesenspuk einen Ausdruck ihres schlechten Gewissens (20/199) und des Gefühls, ihr Heil verspielt zu haben (20/199). Anders gesagt: Der Chineser ist nun das Sinnbild des sozialen Anpassungsdrucks, dem sie ausgesetzt ist, und den auch Pastor Trippel zu spüren bekam.

Nach der Scheidung ist die gefürchtete Ausschließung bittere Realität geworden, so dass ihr der Spuk im Rückblick „noch lange nicht das Schlimmste“ (32/310) zu sein scheint.

IV

Fontanes Roman legt den Zustand einer Gesellschaft frei, deren Mitglieder aufgrund unangemessener Anerkennungsverhältnisse in großem Maß, trotz äußerlicher Anpassung an die bestehenden Strukturen, zu dieser Gesellschaft und ihren Wertvorstellungen gefühlsmäßig oder explizit auf Distanz gehen. Die Entwicklung der Hauptfigur Effi liefert das eklatanteste Beispiel für diese Entfremdung. Die Szene der Schiffsrettung (Kap. 20) zeigte noch, wie sehr sie das Bedürfnis hat, (wieder) Teil einer solidarisch zusammenstehenden Gemeinschaft zu sein. Doch in dem Moment größter Verzweiflung, Folge des erschütternden Wiedersehens mit ihrer Tochter Annie, verwirft sie den herrschenden adligen Wertekanon ausdrücklich: „Ehre, Ehre, Ehre...[...]. Mich ekelt, was ich gethan; aber was mich noch mehr ekelt, das ist eure Tugend.“ (33/325f.)

Schon vorher setzte ein Prozess ein, in dessen Verlauf Effi sich immer weiter von ihrem Selbstverständnis als Adelsangehörige entfernt.²³⁾ Wie schon erwähnt, tritt ihr Adelsstolz nie übermäßig in Erscheinung und gilt, wie der Erzähler versichert, „nur für ihre eigene Person“ (25/263). Er bringt Effi nicht dazu, sich etwa um den Fortbestand des Hauses Innstetten besorgt zu zeigen. Nach der Scheidung auf sich allein gestellt, muss sie erkennen, wie schlecht sie auf die geistig wie materiell gehobene adlige Lebensform verzichten kann, und klagt, dass sie „noch zu viel von dem alten Menschen“ in sich habe (32/315). Der religiöse Ausdruck lässt sich hier so weit dehnen, dass er auch den Adel als veraltete Lebensform bezeichnet, die keine Zukunft mehr hat.²⁴⁾ Da ist es dann nicht mehr allzu überraschend, wenn Effi sich als Grabinschrift ihren Mädchennamen zurückwünscht - ohne weitere Zusätze und wohl auch ohne das „von“²⁵⁾ - und somit nur noch als Mensch angesehen werden will. Man fühlt sich an die Worte des alten Generals Bamme in *Vor dem Sturm* erinnert, der die Wirkungsmächtigkeit des Gleichheitsideals der Französischen Revolution eingesteht: „Mit ihrer [= der Franzosen] Brüderlichkeit wird es nicht viel werden, mit der Freiheit auch nicht; aber mit dem, was sie dazwischen gestellt haben, hat es was auf sich. Denn was heißt es am Ende anders als: Mensch ist Mensch.“ (GBA 2, 4. Bd., 27/491) Der General bekundet hier seinen Respekt gegenüber den Vertretern bildungsbürgerlicher Kreise und ihrem selbstlosen Beitrag zur Befreiung Deutschlands von der Napoleonischen

Besetzung. Den herauszustellen war ein wichtiges Anliegen für Fontane in seinem ersten Roman. Wir stehen hier kurz vor dem Ende der langen Phase des Übergangs vom Leitwert der ständisch definierten Ehre zu dem der bürgerlich-aufklärerisch verstandenen, jedem Menschen zukommenden Würde, die mit der verstärkten Wertschätzung individueller Leistung verbunden ist.²⁶⁾

Nicht alle gehen in ihrem Rückzug aus der Gesellschaft so weit wie Effi, die in völliger Resignation endet. Wüllersdorf findet für seinen Verzicht auf ein erfülltes Leben einen gewissen Ausgleich in Ersatzbefriedigungen („Hülfskonstruktionen“), zu denen allerdings auch Klatsch und Alkohol gehören (35/342). Er wartet auf den Wandel, ohne sich zu fragen, wie er zustande kommt und zu fördern wäre. Seine Art von „Resignation“ (35/341) ist ein Durchhalte-Ethos und hat nichts mit der Fontanes zu tun. Es fehlen ihr die Heiterkeit und der befreiende Humor.

Innstetten stimmt Wüllersdorfs Prinzipien nur halb zu. Der tiefe Schmerz über das verlorene Glück ist für ihn so nicht zu lindern. In einem Anfall von Reue und Wehmut, ausgelöst durch Roswithas Brief, kommt er auf den Gedanken, nach Afrika zu gehen, um die ganze „Kultur“ und ihre künstlichen Wertvorstellungen hinter sich zu lassen, sieht aber das Illusorische daran schnell ein. Wüllersdorfs Frage: „Lieber Innstetten, in dieser Stimmung wollen Sie Ministerialdirektor werden?“ (35/339), deutet die Skandalträchtigkeit an, die dem Gespräch der beiden hochrangigen Staatsbeamten anhaftet und die von den Zeitgenossen unbemerkt geblieben ist.²⁷⁾ Für die Führungsschicht stellt Wüllersdorf selbst fest, dass es „viele, sehr viele“ gibt, „die zu der ganzen Sache nicht anders stehen wie wir“ (35/342). Innstetten findet hinreichend Wertschätzung, um an seiner Loyalitätshaltung keine Abstriche zu machen. Doch selbst er erträgt den Druck nicht unbeschadet. Der Erzähler bezeichnet ihn als nervös (13/120), und ein Bedürfnis nach psychischer Entlastung dürfte nicht nur bei der Wohnungssuche in Berlin mitgespielt haben, bei der es ihm auf Naturnähe ankommt, sondern auch in der kurzentschlossenen Werbung um das junge und unverdorbene „Naturkind“ (5/41) Effi.

Doch nicht nur an der Spitze, sondern in vielen Bereichen der Gesellschaft, wie der Roman sie zeichnet, ist eine ähnlich zu Denken gebende Mentalität – freilich in unterschiedlichem Grad – anzutreffen. Eine ganze Reihe von Personen verdiente es, unter diesem Blickwinkel betrachtet zu werden. Ein Extremfall ist Crampas, den Wüllersdorf als einen geradezu nihilistischen Hedonisten charakterisiert: „Er nimmt alles mit und weiß doch, daß

es nicht viel damit ist.“ (28/283) Mit frappierend ähnlichen Worten umschreibt Wüllersdorf, wie er selbst sich das Leben erträglich macht: Es gelte, „so viel heraus[zu]schlagen wie möglich“ (35/341). Genau das tut auch Crampas, wenn er den Riss im ehelichen Verhältnis zwischen Effi und Innstetten scharfsichtig erkennt und systematisch ausnutzt. An Ordnungen kann er nur das repressive Moment wahrnehmen. Alle Gesetze findet er „langweilig“ (16/150), alle Moral gilt für ihn nur „zufällig“ (27/274). Er respektiert sie daher nicht und tendiert zu subversiven Zuwiderhandlungen, auch auf die Gefahr hin, zur Verantwortung gezogen zu werden. Das Duell mit Innstetten ist bereits sein zweites. Dass er die Forderung annimmt, zeigt, dass er sich dem adligen Ehrenkodex als Anerkennungsmaßstab nicht gänzlich zu entziehen vermag. Er interpretiert ihn allerdings auf eine radikal selbstbezügliche Weise, so dass „[e]inem Freunde helfen und fünf Minuten später ihn betrügen“ Dinge waren, „die sich mit seinem Ehrbegriffe sehr wohl vertrugen.“ (17/158) Auch Effi wird von ihm enttäuscht, als sie mit ihm fliehen will (27/275).

Ein gemäßigteres Beispiel in der Reihe der Figuren, die sich in irgendeiner Weise von der aktiven Teilnahme an den gesellschaftlichen Gestaltungsprozessen unter den gegebenen Herrschaftsverhältnissen zurückgezogen haben, stellt Briest dar. In der Unterhaltung mit Innstetten führt er die autoritären Strukturen als den entscheidenden Faktor an, der ihn veranlasste, das ihm angetragene Landratsamt abzulehnen: „Man hat dann bloß immer Sinn und Merk für hohe und höchste Vorgesetzte. Das ist nichts für mich“ (3/21). Dass die Freiheit, die er sich in seiner selbstgenügsamen Existenz zu bewahren sucht, nur eine Illusion ist, da die ökonomische Basis, auf der sie beruht, mehr und mehr von kapitalistisch geregelten Weltmarktlagen abhängig ist, steht auf einem anderen Blatt. Er bringt aber durch den Verzicht auf die ihm zufallende „staatsbürgerliche“ Verantwortung sich und die Gesellschaft um die Gelegenheit, seinen tolerant-mäßigen Einfluss geltend zu machen.

Mit dem „höchsten Vorgesetzten“ spielt Briest auf keinen anderen als Bismarck an, bei dem Innstetten, wie Briest weiß, gut angesehen ist. Durch die Einbeziehung der höchsten politischen Machtposition macht Fontane klar, dass die diagnostizierte Problematik für die preußisch-deutsche Gesellschaft im Ganzen symptomatisch ist.²⁸⁾ Die Wertvorstellungen, denen Innstetten sich unterwirft, sind auf staatlicher Ebene approbiert. Bismarcks autoritärer Führungsstil war bekannt, das Wort von der „Kanzlerdiktatur“ war in liberalen Kreisen verbreitet.²⁹⁾ Auch Effi fürchtet in ihm die Institution, die „über uns entscheidet, auch über mich.“ (10/95) An der Art und Weise, wie Innstetten Kritik an Bismarcks

politischen Gegnern übt, ohne sich auf Sachargumente einzulassen, lässt sich ablesen, wie die autoritäre Haltung des Fürsten „nach unten“ ausstrahlt. Wenn Innstetten es ablehnt, wegen Effis Spukangst umzuziehen, um nicht vor dem Fürsten lächerlich zu erscheinen, offenbart er einen vorauseilenden Gehorsam, der ausdrückliche Anordnungen erübrigt.

Fontane zeigt an einer Ehegeschichte, wie versagte Anerkennung zu Entfremdung und Loyalitätsentzug führt. Auf nationaler Ebene macht der Fall der kaschubischen Bevölkerung, der Innstetten die Zuverlässigkeit abspricht, deutlich, dass man mit identitätsnegierenden Maßnahmen wie der Germanisierungspolitik die slawischstämmige Bevölkerung nicht für den Staat gewinnen kann. Fontane sah die Gefahr, dass das eben erst vereinigte Deutschland wieder zerfallen konnte: Wie Bismarck selbst glaubt auch er, „daß wir an unsichren Zuständen laborieren und daß ein tiefes Mißtrauen durch das Land schleicht. [...] Der Zusammenbruch der ganzen von 64 bis 70 aufgebauten Herrlichkeit wird offen diskutiert [...]; das Eroberte kann wieder verloren gehen, Bayern kann sich wieder auf eigne Füße stellen, die Rheinprovinz geht flöten, Ost- und Westpreußen auch, und ein Polenreich (was ich über kurz oder lang für wahrscheinlich halte) entsteht aufs neue.“³⁰⁾

Die dringliche Aufgabe der Etablierung des vierten Standes – der „inneren Einheit“, an deren Verwirklichung Bismarck scheiterte – wird im *Stechlin* (Kap. 14) direkt angesprochen, in *Effi Briest* nur angedeutet.³¹⁾ Die obrigkeitsstaatliche Ausgrenzung von Gesellschaftsgruppen zur Herrschaftssicherung, das autoritäre Klima³²⁾ insgesamt, zeigen den die Gesellschaft durchziehenden Mangel an Anerkennung an, der bei ernststen Problemen auch auf zwischenmenschlicher Ebene offenbar wird, ungeachtet dessen, dass bei Fontane vielfach fröhliche Geselligkeit den Umgang miteinander zu dominieren scheint.

Die bedenklichen Folgeerscheinungen der Situation werden vielfältig vorgeführt. Sie reichen von bewusster egozentrischer Subversion über Gleichgültigkeit gegenüber politischen Fragen und Rückzug ins Private bis hin zu unbedingter Autoritätshörigkeit und rücksichtslosem Karrierismus. Der Zerfall der Gesellschaft in Einzel- und Gruppeninteressen ist eine logische Konsequenz. In *Unwiederbringlich* sieht der politisch umsichtige Arne den „Staatenkitt“ in der „Entwicklung auf ein großes Ziel hin“ (GBA 13, 4/31). In einer solchen gemeinsamen Vorstellung bestehe der entscheidende Vorteil Preußens gegenüber dem in Einzelparteien zerfallenen Dänemark. Das wenige Jahre später der preußischösterreichischen Koalition unterlegene Land gibt in diesem Roman den Spiegel ab für das Deutschland der Gegenwart Fontanes. Gotthard Erler behauptet in Kenntnis der weiteren

historischen Entwicklung, dass ihm der Autor auch in *Effi Briest* den „unvermeidlichen Untergang“ prophezeie.³³⁾ Ob Fontane einen derartig weitreichenden „Kassandrablick in die Zukunft“ (19/180) werfen wollte, sei dahingestellt. Indem er aus einer scheinbar banalen Ehebruchsgeschichte „das Sittenbildliche, das versteckt und gefährlich Politische“³⁴⁾ herauschälte, machte er jedenfalls den besorgniserregenden Zustand einer Gesellschaft sichtbar, die ihren Zusammenhalt durch verfehlte Maßnahmen zu bewahren suchte. Sein eigener Versuch, in Werken wie den *Poggenpuhls* und dem *Stechlin* wider besseres Wissen dem Adel noch eine gesellschaftlich wertvolle moralische Funktion zuzuweisen, war jedoch auch längst nicht wehr zeitgemäß.

Gegenüber simplifizierenden Vorstellungen von Gemeinschaftsbildung ist man heute vorsichtig geworden, nicht zuletzt aus der Erfahrung heraus, dass das von Fontane diagnostizierte Vakuum auch mit einem Gedankengut wie den „Ideen von 1914“ aufgefüllt werden konnte, die ins Verderben führten. *Effi Briest* zeigt aber nicht nur einen Wandlungsbedarf auf, sondern auch die Richtung, in die der Wandel sich zu vollziehen hätte: in die breiteren Anerkennung persönlicher wie gesellschaftlicher Autonomie - eine Aufgabe, die auch in der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft noch unzureichend gelöst ist.

Anmerkungen

- 1) In einer früheren Arbeit habe ich den ebenfalls zentralen Aspekt der Angst untersucht: Hans-Michael Schlarb, „Angstmechanismen. Sozialpsychologische und politische Faktoren in »Effi Briest«“, in: *Journal of the School of Letters*, Vol. 5 (2009), S. 31-46. Der Zusammenhang zwischen der Struktur der Gesellschaft und den persönlichen Beziehungen ihrer Mitglieder (besonders innerhalb der adligen Oberschicht) wurde dort jedoch zu schematisch gesehen, um die Dynamik der Struktur und damit den gesellschaftlichen Wandel erklären zu können, ohne auf ökonomisch-materialistische Modelle der marxistischen Geschichtsdeutung zurückgreifen zu müssen.
- 2) Grundlegend ist hier vor allem Axel Honneth, *Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte*, Frankfurt am Main 1992, sowie die Präzisierungen des Anerkennungsbegriffs in Nancy Fraser / Axel Honneth, *Umverteilung oder Anerkennung? Eine politisch-philosophische Kontroverse*, Frankfurt am Main 2003. Auch für die historische Situation, die den Hintergrund zu Fontanes Roman bildet, erweist sich meines Erachtens der Begriff Anerkennung als hilfreich, „um soziale Unrechtserfahrungen im ganzen kategorial zu entschlüsseln“ (ebd., S. 157). Ebenfalls in diesem Zusammenhang von Interesse: Axel Honneth, „Moralbewußtsein und soziale Klassenherrschaft. Einige Schwierigkeiten in der Analyse

- normativer Handlungspotentiale“, in: ders., *Das Andere der Gerechtigkeit. Aufsätze zur praktischen Philosophie*, Frankfurt am Main 2000, S. 110–129.
- 3) „Ein jeder Mensch hat den rechtmäßigen Anspruch auf Achtung von seinen Nebenmenschen, und wechselseitig ist er dazu auch gegen jeden Anderen verbunden.“ (*Die Metaphysik der Sitten*, in: *Werke in sechs Bänden*, hrsg. v. Wilhelm Weischedel, Darmstadt 1998, Bd. IV, S. 600.)
 - 4) Vgl. Maria-Sibylla Lotter, *Scham, Schuld, Verantwortung. Über die kulturellen Grundlagen der Moral*, Frankfurt am Main 2012, S. 181–185.
 - 5) Siehe Peter L. Berger / B. Berger / H. Keller, *Das Unbehagen in der Modernität*, Frankfurt am Main 1987, S. 75–85, und Charles Taylor, *Das Unbehagen an der Moderne*, Frankfurt am Main 1995, S. 52–64. Da sich mit dem Wertewandel auch die angemessenen Anerkennungsformen ändern, ist das Anschauungsmaterial, das der Roman liefert, vor allem auch in anerkennungsgeschichtlicher Hinsicht wertvoll.
 - 6) Vgl. den Hinweis auf die systemstabilisierende Wirkung des Lobs in Ingeborg Weber-Kellermann, *Frauenleben im 19. Jahrhundert. Empire und Romantik, Biedermeier, Gründerzeit*, 3. Aufl., München 1991, S. 126f.
 - 7) Auf das ungleiche Verhältnis der Geschlechter, dessen vielfältige Facetten im Roman immer wieder angesprochen werden, umfassend einzugehen, würde den Rahmen dieser Untersuchung sprengen. Zur Frauenfrage siehe z. B. Karen Bauer, *Fontanes Frauenfiguren. Zur literarischen Gestaltung weiblicher Charaktere im 19. Jahrhundert*, Frankfurt am Main u. a. 2002, sowie Sabina Becker / Sascha Kiefer (Hrsg.), »Weiber weiblich, Männer männlich«? *Zum Geschlechterdiskurs in Theodor Fontanes Romanen*, Tübingen 2005 (zu *Effi Briest* passim). Auch auf die Stellung der Juden, auf die u. a. in dem Hinweis auf Innstettens Wagner-Verehrung flüchtig angespielt wird, kann hier nicht eingegangen werden. Es empfiehlt sich hier ebenfalls, den Zugang über andere Romane, v. a. den *Stechlin*, zu suchen. Zum Thema siehe Hans Otto Horch, „Theodor Fontane, die Juden und der Antisemitismus“, in: *Fontane-Handbuch*, hrsg. v. Christian Grawe und Helmuth Nürnberger, Stuttgart 2000, S. 281–305.
 - 8) Axel Honneth, „Verwilderungen des sozialen Konfliktes. Anerkennungskämpfe zu Beginn des 21. Jahrhunderts“, in: A. Honneth, O. Lindemann, S. Voswinkel (Hg.): *Strukturwandel der Anerkennung. Paradoxien sozialer Integration in der Gegenwart*, Frankfurt / New York 2013, S. 34.
 - 9) Aus Raumgründen kann dies nicht in der gebotenen Ausführlichkeit geschehen. Wichtige Aspekte wie die sehr eindringlich vorgeführte Widersprüchlichkeit, die Tun und Denken vieler Figuren – nicht zuletzt Innstettens – kennzeichnet, mussten unberücksichtigt bleiben.
 - 10) Aus *Effi Briest* wird zitiert nach der „Großen Brandenburger Ausgabe“ (GBA): Theodor Fontane, *Das erzählerische Werk*, Bd. 15, Berlin 1998, und zwar um der leichteren Auffindbarkeit in anderen Textausgaben willen mit der Kapitel- vor der Seitenangabe. Bei Zitaten aus anderen Romanen wird ihnen die Bandnummer der GBA vorangestellt. Briefzitate folgen der Hanser-Ausgabe (HA Briefe): Theodor Fontane, *Werke, Schriften und Briefe*, Abteilung IV: Briefe, 5 Bde.,

München 1998; die Seitenangabe folgt hier der römischen Ziffer für den Band.

- 11) Zum historischen Hintergrund der zeitgenössischen Bewertung des Eheverhältnisses siehe Walter Müller-Seidel, *Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland*, 3. Aufl., Stuttgart / Weimar 1994, S. 332–351 (zu *Effi Briest*: S. 351–377).
- 12) Siehe auch Axel Honneth, „Zwischen Gerechtigkeit und affektiver Bindung. Die Familie im Brennpunkt moralischer Kontroversen“, in: ders., *Das Andere der Gerechtigkeit*, a. a. O., S. 201f.
- 13) In oberflächlichen Rekapitulationen des Handlungszusammenhangs wird dies immer wieder behauptet, vgl. z. B. Alexandra Dunkel, *Figurationen des Polnischen im Werk Theodor Fontanes*, Berlin/Boston 2015, S. 118: „Dass sich Effi [...] auf [...] Crampas einlässt [...], scheint angesichts ihres monotonen ‚Alleinsein[s]‘ (121) in Kessin [...] vorgezeichnet.“; Teresa Martins de Oliveira, „Fontane’s *Effi Briest* and Eça de Queirós’s *O Primo Bazílio*“, in: P. Howe & H. Chambers: *Theodor Fontane and the European Context*, Amsterdam/Atlanta 2001, S. 207–215: „Both this novel and *Effi Briest* relate the tragic fate of a young woman at the end of the last century, who allows herself to be seduced [...] by a Don Juan figure who promises distraction from a tedious and idle life.“ (S. 209) Dagegen kommt Kurt Schober, *Theodor Fontane. In Freiheit dienen*, Herford 1980, der Sache etwas näher. Er sieht das Motiv für Effis Verhältnis zu Crampas im „Gefühl des Alleingelassenseins,“ bezieht es aber nur auf die Zärtlichkeit, die sie bei Innstetten vermisste (S. 257f.). Später heißt es dann, dass sie „nicht nur aus Langeweile, sondern mehr noch aus Angst vor dem Alleinsein in die Arme des Majors von Crampas“ (S. 274) geflüchtet sei. Effis Angst wird jedoch nicht sozialpsychologisch hergeleitet, sondern als Ausdruck der „Einsamkeit des Menschen“ (S. 275) existenzphilosophisch zur „Grundbefindlichkeit“ überhöht. Christian Grawe, „Effi Briest“, in: ders. (Hg.), *Interpretationen. Fontanes Novellen und Romane*, Stuttgart 1991, S. 217–242, kommt der hier vorgetragenen Deutung am nächsten, wenn er „über die gesellschaftlich induzierte Langeweile“ hinaus auch „ein Element von weiblicher Rebellion aus verletzter Würde“ (S. 232) diagnostiziert. Es wird jedoch in der Folge deutlich werden, dass die geschlechtsspezifische Einschränkung unzutreffend ist. Ebenso gilt es, die Ursachen für den „Reiz des Verbotenen“, den Grawe (S. 219) im Anschluss an den Erzähler (20/199) anführt, aber nicht herleitet, verständlich zu machen. Eigenartigerweise scheint auch Honneth, der *Effi Briest* eine knappe Nebenbemerkung widmet (ders., *Das Recht der Freiheit. Grundriß einer demokratischen Sittlichkeit*, Frankfurt am Main 2011, S. 257, Anm. 58), die Anerkennungs-Thematik entgangen zu sein. Er sieht in dem Roman wie in *Madame Bovary* und *Anna Karenina* das weibliche Aufbegehren leidenschaftlicher Gefühle behandelt. Effi ist aber in ihrer Beziehung zu Crampas nichts weniger als „leidenschaftlich“.
- 14) Ich entwickle hier und im folgenden Kapitel frühere Beobachtungen weiter (s. Anm 1, passim).
- 15) Auch nennt er sie gern seine entzückende „kleine Frau“ (18/170f.), womit aber nicht mehr nur Effis Körpergröße gemeint ist, wie es noch in ihrem Elternhaus der Fall war.
- 16) Zum Verhältnis von Angst und Moralität aus kulturpsychologischer Sicht siehe: Elliot Turiel, „Unbehagen und Behagen bei kulturellen Praktiken: Es hängt alles davon ab, auf welcher Seite

man steht“, in: Wolfgang Edelstein / Gertrud Nunner-Winkler (Hg.), *Moral im sozialen Kontext*, Frankfurt am Main 2000, S. 261–298, sowie aus evolutionsbiologischer Perspektive: Irenäus Eibl-Eibesfeldt / Christa Sütterlin, *Im Banne der Angst*, München 1992, S. 46f.

- 17) Inhaltlich gerät die Frömmigkeit der Padden allerdings durch ihre Ausdrucksweise in ein komisches Licht: „Man muß immer ringen mit dem natürlichen Menschen. Und wenn man sich dann so unter hat und beinah’ schreien möchte, weil’s weh tut, dann jubeln die lieben Engel.“ (20/194)
- 18) Selbst Innstetten antwortet „spöttisch“ auf Sidonies Kritik am Oberförster, obwohl er inhaltlich mit ihr übereinstimmt, weil er ihren Ton „verletzend herbe“ (19/179) findet.
- 19) Hervorhebung original.
- 20) Die Relativierung wiegt umso schwerer, wenn man den Anklang an die Paulus-Stelle (I. Kor. 13, 1–3), den schon Thomas Mann bemerkte, Effi zuschreiben und nicht als *avis au lecteur* des Erzählers verstehen will.
- 21) Nichtsdestotrotz bemüht er sich um Anerkennung beim Adel: Er „kultiviert“ die „Feinheit“ (11/105) seiner Umgangsformen und spezialisiert sich auf die Geschichte seiner Familien (siehe 8/74).
- 22) Siehe dazu: Christopher Clark, *Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600–1947*, München 2007, S. 661f.
- 23) Nach der Rügen-Reise mit ihren unliebsamen Reminiszenzen an die Affäre mit Crampas will sie die Schlachtengemälde in ihrem Zimmer abhängen lassen, weil sie „so ‘was Kriegerisches“ (24/257) nicht mehr ertragen kann. Anders als noch in dem Gespräch mit Gieshübler hat das Militärische seine Bedeutung für ihr Selbstbild verloren.
- 24) Fontane selbst hat ähnliche Ansichten zuweilen brieflich geäußert. So gesteht er z. B. gegenüber Friedländer am 2. Sept. 1890 hinsichtlich des Landadels, „dass diese Form in die moderne Welt nicht ganz passt [...] Meine [...] Vorliebe bleibt dieselbe, aber Verstand, Rechts- und Selbstgefühl lehnen sich gegen diese Liebe auf ...“ (HA Briefe IV, S. 60).
- 25) Hans-Jürgen Perrey: „Warum „Effi Briest“? Anmerkungen zu einer Grabinschrift“, in: Charlotte Müller-Reisener: *Im Blickfeld: Theodor Fontane und seine Zeit. 2.*, überarb. Aufl., Glücksburg 2008, S. 89–121. Auch wenn Fontane das „von“ hier versehentlich ausgelassen haben sollte, weil es den Wohlklang der „e“- und „i“-Vokale hätte stören können, so hat er die Titelheldin in vielem doch schon so weit bürgerlich-menschlich konzipiert, dass der Verzicht auf das Adelsignum nur in der Konsequenz der Sache liegt.
- 26) In den *Poggenpuhls* deutet Onkel Eberhard darauf hin, dass die moderne Wertehierarchie nicht nur Vorteile mit sich bringt, obwohl er der neuen Zeit grundsätzlich nicht ablehnend gegenübersteht: „Es war alles frischer und fideler als jetzt und eigentlich für die Bürger auch. Noch keine Konkurrenz.“ (GBA 16, 6/47)
- 27) Siehe Grawe, a. a. O. (Anm. 12), S. 239f.

- 28) Zu Fontanes Beurteilung der ihn ebenso faszinierenden wie abschreckenden Widersprüchlichkeit in Bismarcks Persönlichkeit siehe u. a. Hans-Jürgen Perrey, „Nirgends ist ihm ganz zu trauen.“ Bismarck im Urteil Theodor Fontanes“, in: *Friedrichsruher Beiträge*, Bd. 19, Otto-von-Bismarck-Stiftung, Friedrichsruh 2002.
- 29) Siehe Hans-Ulrich Wehler, *Das Deutsche Kaiserreich 1871–1918*, 7. Aufl., Göttingen 1994, S. 63ff.
- 30) An August von Heyden, 5. August 1893 (HA Briefe IV, S. 272).
- 31) Neben der Erwähnung Nobilings ist einmal vom „Drachen der Revolution“ (14/136) die Rede, ein andermal wird der „sozialen Revolution“ eine „moralische“ gegenübergestellt (30/298).
- 32) Auch Hans-Ulrich Wehler sieht in seiner Analyse der Weichenstellung für den deutschen „Sonderweg“ die autoritären Strukturen als entscheidend an: ders., *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, 3. Bd.: *Von der »Deutschen Doppelrevolution« bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs 1849–1918*, München 1995, S. 1250–1295, bes. S. 1295.
- 33) Siehe seinen Kommentar in Theodor Fontane, *Romane und Erzählungen in acht Bänden*, Bd.7, Berlin u. Weimar ⁴1993, S. 537.
- 34) An Friedrich Stephany, 2. Juli 1894 (HA Briefe IV, S. 370).